

Anders an die unmittelbar betroffene, ideologiefähigere Basis versuchen die Bischöfe in ihrer Botschaft vom 5. März, *klare Richtlinien für das kirchliche Wirken* aufzuzeigen: „Wohl wissend, daß das Reich Gottes auf Erden immer unvollständig sein wird, muß die Kirche mit allen ihren Kräften daran bauen. Das bedeutet für uns konkret, daß wir ... denjenigen, die in Vergessenheit geraten und an den Rand gedrängt worden sind, die Würde und auch die materiellen Mittel zurückgeben.“ Keiner solle sich wundern, schreibt der Episkopat, wenn die Kirche konkrete Wege zur Verwirklichung der Gerechtigkeit suche: „So konkret die Ungerechtigkeit ist, so konkret muß auch das Streben nach Gerechtigkeit sein“ (S. 13). Die Botschaft der Bischöfe endet mit der Forderung nach sofortiger Beendigung der Gewalttätigkeiten, auch der Folter, nach Sicherheit und Bewegungsfreiheit für alle Bürger und nach Wiederbeachtung aller Menschenrechte.

Trotzdem kam es weiter zu neuen Gewalttätigkeiten. Einen Tag nach dem von linken Terroristen verübten Mord an Außenminister *Borgonovo* erschossen Unbekannte am 11. Mai in der Hauptstadt den Diözesangeistlichen *Alfonso Navarro Oviedo* und einen im Pfarrhaus anwesenden Jugendlichen. Das Attentat wurde auch von der Kirche als Racheakt einer paramilitärischen Gruppe interpretiert. Am 18./19. Mai kam es in Aguilares, der Pfarrei des im März ermordeten Jesuiten *Rutilio Grande*, zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen *Campeños* und Militäreinheiten. Mehrere hundert Soldaten rückten mit Panzern gegen rund 60 *Campeños* an, die seit vier Wochen in El Paisnal brachliegendes Land besetzt hielten. Sie durchsuchten und verwüsteten die Häuser der 30 000 Einwohner zählenden Stadt, vernichteten Dünger und Saatgut und profanierten die Pfarrkirche. Die Angaben über die *Todesopfer* schwankten zwischen 6 und 50 Personen. Ein Zeuge des Überfalls schilderte die Brutalität der Soldaten bei den Razzien und fügte hinzu: „Sie suchten bei uns ver-

geblich nach verdächtigem subversivem Schrifttum. Was wir (über soziale Gerechtigkeit) gelernt haben, tragen wir in uns; das kann uns niemand mehr nehmen“ (NC News Service vom 20. 6. 77).

Jetzt offizielle Gespräche

Eine zweite Erklärung der Bischofskonferenz sowie eine gemeinsame Verlautbarung des neuen Erzbischofs von San Salvador, *Oscar Romero*, und des Klerus der Erzdiözese kündigten entschlossenes Weiterkämpfen für eine gerechte soziale Ordnung an. Die Bischöfe verurteilten in ihrer Erklärung ausdrücklich den Kommunismus wie den zügellosen Kapitalismus, der die Menschen zur Vermehrung des Reichtums einzelner mißbrauche. Daß die Jesuiten am 14. Juni in der Tageszeitung „*Diario de hoy*“ eine umfangreiche Rechtfertigung und Dokumentation ihrer Arbeit in El Salvador veröffentlichen konnten, mag als *erstes Zeichen für ein Einlenken der Regierung* gelten. Zum Vorwurf der Subversion heißt es darin: „In der Situation, in der wir leben, ist das Wort Gottes subversiv: Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit unterhöhlen notwendig eine auf Ungerechtigkeit und Unterdrückung gegründete ‚Ordnung‘.“ Das weltweite Echo auf das Ultimatum gegen die 47 im Land tätigen Jesuiten zwang die Regierung praktisch zum Eingreifen, so daß der 21. Juli ohne Zwischenfälle verstrich. Zum gleichen Zeitpunkt wurde eine Kontaktkommission zwischen Kirche und Regierung eingesetzt; letztere verurteilte in einer offiziellen Erklärung „jegliche Gewalt und Terror von links oder rechts“. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sieht es so aus, als sei der Höhepunkt des Kirchenkampfes durch oder mit Billigung der Regierung überschritten. Im politischen Bereich ist noch kein Ende der Repression abzusehen. Fast die gesamte Opposition befindet sich Nachrichten aus den umliegenden Ländern zufolge im Exil. *Gabriele Baums-Burckardt*

Gestalten im Zeitgeschehen

Marxistischer Denker der Hoffnung

Zum Tode von Ernst Bloch

Am 4. August starb in Tübingen der marxistische Philosoph Ernst Bloch. Sein Einfluß war nicht nur in den grauen Zonen zwischen philosophischer Diskussion und politischer Agitation derer spürbar, die sich ihrer und seiner Visionen wegen auf Bloch berufen. Seine Philosophie der Hoffnung hatte wenigstens zeitweise auch entscheidenden Einfluß auf theologische Strömungen beider Konfessionen, auf die Theologie der Hoffnung, die sog. politische Theologie usw. Die Namen Moltmann und Metz stehen dafür.

Posthume Würdigungen haben ihre eigene Problematik; vielfach rufen sie einen Toten noch einmal in die Erinnerung zurück, der sein Lebenswerk, zumal wenn er ein hohes Alter erreichte, schon lange hinter sich hatte und diesen Tod vor dem Sterben schmerzlich erlebte, sie bedeuten dann einen letzten, endgültigen Abschied. Wer sich nicht überlebt hatte, wer zudem den Tod nicht einfach für das Ende hielt und wer vor allem sein ganzes Engagement der Hoffnung auf die Zukunft widmete, wie Ernst Bloch

dies getan hat, weckt in uns die Frage, ob auch sein Tod einen Abschied von ihm und seinem Werk bedeutet. Dies fragt sich um so mehr, als die Ungleichzeitigkeit, um die es ihm ging, auch für ihn selbst zutrifft: In seltener Weise war er in der Tradition bewandert, in singulärer Weise ging es ihm um das „Noch-Nicht“, das prophetisch zu initiieren er sich sein Leben lang bemüht hat. Wird er, statt in Vergangenheit und Vergessenheit zu geraten, auf dem umstrittenen Weg in die Zukunft präsent sein?

Denken des Noch-Nicht in der Konjunktur der Zeit

Ernst Bloch zu würdigen ist nicht leicht. Viele haben es versucht. Sie waren – zu Recht – beeindruckt von Person und Werk. Und doch schleicht sich ein Unbehagen ein: Ernst Bloch wird von verschiedenen, ja widersprüchlichen Seiten geehrt; allenfalls wird er ignoriert; selten aber nur findet man Widerspruch, und das bei ihm, der wie kaum jemand sonst ein Leben lang selbst Widerspruch erhoben hat. Und überdies findet man schwerlich einen Hinweis darauf, daß und in welchem Maße Bloch hinter seiner eindrucksvollen Persönlichkeit und Rede selbst weithin entzogen blieb.

Ernst Bloch hat in seinem 92jährigen Leben Epochen der Geschichte miterlebt. Welcher ist er zuzurechnen? Welches ist die Zeit Ernst Blochs? Die Zeit seiner Wirkung? Diese ist eindeutig die Zeit nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes „Das Prinzip Hoffnung“ in der Bundesrepublik 1959 und nach seiner dritten Emigration 1961, als er von einem Urlaub in Bayern nach dem Bau der Berliner Mauer nicht mehr nach Leipzig zurückkehrte und in Tübingen ein neues Domizil fand. Bloch war, inzwischen 75jährig, hierzulande vor dieser Zeit so gut wie unbekannt geblieben. Er kam noch völlig unverbraucht von langjähriger Traktierung in der Bundesrepublik in eine Situation vorerst noch latenter Umorientierung, in der die erste Phase der Nachkriegszeit zu Ende ging. Bisherige Konzepte begannen zu verblassen. Ob dies auch damit zusammenhing, daß eine neue Generation, sich von den großen Namen ihrer Lehrer lösend, in bestimmende Funktionen eintrat? Deutlich läßt sich dies z. B. für die deutschen Universitäten zeigen mit dem Beginn der Lehrtätigkeit einer Vielzahl ungewohnt junger Professoren, die nicht durch eine längere Dozentenschaft gegangen waren, noch oft die Identität ihrer Position suchten und dabei nach Neuem Ausschau hielten.

Um diese Zeit verlor die Philosophie Martin Heideggers ihre Geltung als Leitwährung. Karl Barths dialektische Theologie büßte ihren dominierenden Einfluß ebenso ein wie die durch Heidegger inspirierte existenziale Theologie Rudolf Bultmanns; und auch die transzendente Theologie Karl Rahners, gleichfalls mitbestimmt durch Heidegger, erschien, kaum daß sie sich durchgesetzt hatte, der nachkommenden Generation schon wieder zu begrenzt, als daß sie neu auftauchende Fragen hinlänglich zu beantworten vermochte. Neue oder überhaupt erstmalige Be-

deutung gewannen über einen sehr engen Kreis von Spezialisten hinaus Konzepte wie die der Frankfurter Schule, Herbert Marcuses oder Paul Tillichs; dies war auch die Zeit, in der Ernst Bloch gehört wurde. Für sie alle ging erst jetzt die ihnen gemeinsame Emigration von 1933 zu Ende, selbst wenn sie nicht wieder nach Deutschland zurückkamen, wie Paul Tillich oder auch Herbert Marcuse. Fraglos begann somit ein neuer Abschnitt, der dann seinen sichtbarsten Ausdruck in den Hoffnungen und Unruhen von 1968 fand.

Blochs atheistische Theologie

In dieser Zeit des Suchens und Fragens fand Ernst Bloch seine Resonanz mit seinem *entschiedenen Plädoyer für die Hoffnung*; niemand hat so den Akzent auf die Zukunft gelegt, so das „Noch-Nicht“ hervorgehoben und sich für die Zuversicht eingesetzt, das „Reich“ werde kommen, jenes Reich, in dem der „aufrechte Gang“ nicht behindert ist, in dem niemand mehr Herr und niemand mehr Knecht ist. Vergangenheit war für dieses Plädoyer von Bedeutung nur als Reservoir jener Versuche, schon vor uns jegliche Herrschaft abzuschütteln, die Gegenwart nur als Potential für die Herbeiführung des Reiches. Parteilichkeit für die Zukunft, *docta spes* waren die Stichworte Ernst Blochs. Ihm ging es um Exodus, um das Transzendente, das Jesus „als menschlicher Tribun... utopisiert zum Reich“.

Kein Wunder, daß dieses Plädoyer für das Reich der Freiheit Theologen als ihre ureigene, nicht genügend verfochtene Sache erschien, zumal sich Ernst Bloch wie kein Marxist sonst auf *christlich-jüdische Traditionen* stützte, vor allem auf das Neue Testament und erst recht auf das Alte. Dabei las Bloch die Bibel – wie alles – gegen den Strich, nicht Gottergebenheit, sondern gerade der Protest hatte es ihm angetan. Der explosive Inhalt sozial-apokalyptischer Predigt der Propheten sowie vor allem Hiob, der sich zur Wehr setzte, der murrende Hiob, waren Blochs Themen. So fand er das Beste an der Religion, daß sie Ketzer hervorruft, und Luther verübelte er, daß dieser sich gegen die aufständischen Bauern gewandt hatte, auch gegen Münzer, ihren Anführer, statt ihn zu unterstützen, den eigentlichen Reformator, der die Reformation zugleich als Revolution zu realisieren begann. Für Bloch bestand kein Zweifel, daß Jesus Aufruhr, Kampf für das Reich gewollt hat.

Um des *Exodus* willen interessierte ihn Jahwe, den es zwar für ihn nicht gibt, dessen Annahme aber zum Exodus motivierte, zu immer neuem Exodus, sogar zum Exodus aus Jahwe selbst. Jahwe ist nicht statisch, nicht zeitlos-unveränderlich, wie Bloch in der Annahme eines hebräisch-christlichen Geschichtsdenkens gegenüber einem griechischen Seinsdenken sagte, übrigens sehr wohl wissend, daß er damit den Griechen unrecht tat. Doch darum ging es ihm nicht, sondern um die Dynamik der Hoffnung auf das kommende Reich. Diesem Reich entsprach auch allein der Atheismus; denn ein Reich der Freiheit kann nur ohne

„Weltherrn“ sein, da einem Herrn immer der Sklave entspricht, wie auch „kein Gott in der Höhe bleibt, indem ohnehin keiner dort ist, der jemals war“, sonst müßte der Mensch immer unten bleiben.

Bei soviel *atheistischer Theologie* verwundert es nicht, daß Bloch sich wenigstens sporadisch mit Theologen auseinandergesetzt hat. Freilich ging er mit ihnen nicht eben schonend um. Bultmann mit seiner „neubürgerlichen Entmythologisierung“ oder Bonhoeffer standen für ihn „in der zahmen Reihe“. Am ehesten hatte es ihm noch Barth angetan, der immerhin mit Intensität von Gott gesprochen hatte, von dem – ein Bild der Artillerie gebrauchend, wie Bloch bemerkt! – nichts als ein Einschlagstrichter zu finden sei; die Rede von „Gott als dem ganz Anderen“, vom „Deus absconditus“ diene Bloch wenigstens als Hinweis auf sein Thema, den „homo absconditus“.

Ernst Bloch hat *Impulse* gegeben, durch ihn ist die christliche Hoffnung ins Zentrum gerückt worden. Insofern besteht von theologischer Seite Grund zur Dankbarkeit. Freilich hätte Ernst Bloch auch eine entschiedenere Auseinandersetzung verdient. Bloch selbst zeigte sich nicht über jede Art von Rezeption durch Theologen beglückt. Theologisch hätte die Macht christlicher Ohnmacht deutlicher gemacht werden müssen; und gerade um des Reiches willen wäre entschiedener daran festzuhalten, daß Jesus schon für jetzt Frieden und nicht Kampf will. Vielleicht war es aber nicht möglich, ihm dem um Jahrzehnte Älteren und doch immer in jugendlichem Protest Gebliebenen, genügend zu widerstehen; gegenüber einer auch mit Bildern der Gewalt versehenen Rede vermag wohl christliche Rede sich immer nur schwächlich auszunehmen.

Warum marxistische Eschatologie

Ist diese Zeit, die Ernst Bloch selbst noch als Zeit erstmaliger Wirkung erleben konnte, tatsächlich die Zeit Ernst Blochs? Oder welches sonst ist seine Zeit? Um darauf zu antworten, müßten wir sagen können, wer Ernst Bloch war. Wie wenig wir davon wissen, zeigen Würdigungen und Nachrufe. Wie wenig er davon zu seinen Lebzeiten zu schreiben gedachte, zeigt sein „curriculum vitae“ in philosophischen Selbstdarstellungen von 1975: Er, der soviel geschrieben und ebensoviel erlebt hat, berichtet über sein Leben auf zwei Seiten: Geboren wurde er 1885 in Ludwigshafen, einer Arbeiterstadt; in der Schulzeit fand er keine Lehrer als Freunde; früh zeigten sich philosophische Interessen. Nach Studien in München und Würzburg promovierte er 1908; kurz zuvor erlebte er den „Durchbruch“ mit der Entdeckung der *Kategorie des „Noch-Nicht“*. Es folgen Aufenthalte in Berlin bis 1911 mit einer Freundschaft zu Simmel und in Heidelberg mit dem Beginn der Freundschaft zu Lukács. Dann lebte er vornehmlich in Grünwald vor München bis 1917, während er „in junger Ehe“, „Geist der Utopie“ niederschrieb; nichts sagte er von der Schweiz, in die er wegen des Krieges emigrierte, ein Hinweis findet sich auf die Entstehung des

„Thomas Münzer“ 1921 in München. Die folgende Zeit mit Aufenthalten in Frankreich, Italien und Nordafrika erscheint als „lange schöpferische Pause“, die mit einem Aufenthalt in Berlin zu Ende geht. Sind diese Jahrzehnte der Jugend und des Studiums sowie anschließender Wanderschaft die eigentliche Zeit Ernst Blochs?

Sein „curriculum vitae“ fährt ohne Absatz fort mit einem Hinweis auf die Prager Emigration, aber nicht auf die vorausgegangenen Stationen Zürich, Wien und Paris. Es folgt eine Notiz über die amerikanische Emigration 1938–1949, in der er „mit treuer Hilfe“ seiner Frau – ohne zu sagen, daß es seine zweite Frau ist – „Prinzip Hoffnung“, „*Naturrecht und menschliche Würde*“ und „*Subjekt-Objekt*“ schrieb; freilich fühlte er sich in Amerika nicht wohl, wo Philosophen im Unterschied zu Millionären nicht als Tellerwäscher anfangen, sondern enden, wie er sagte. Ist diese Zeit äußerster literarischer Konzentration seine Zeit? Oder ist es jene Zeit nach 1949, als er einen Ruf nach Leipzig annahm? „Philosophisches Ordinariat, bei wachsender Unzufriedenheit der Funktionäre“ ist alles, was er hierüber für berichtenswert hält; nichts teilt er mit von seiner Zwangsemeritierung nach dem Ungarnaufstand 1956 und den folgenden Ereignissen, die ihn 1961 zur „Übersiedlung in die BRD“ veranlaßten. Erwähnung finden nur noch die letzten Arbeiten „*Tübinger Einleitung in die Philosophie*“, „*Atheismus im Christentum*“ und schließlich „*Experimentum mundi*“.

Vergegenwärtigt man sich das Leben Ernst Blochs in all seinen Phasen, ergeben sich Fragen: Welche Gründe bewogen den nur zwei Jahre nach dem Tod von Karl Marx Geborenen, sich wie nicht wenige seiner Generation vor allem aus jüdischen Familien eben Marx anzuschließen? Eine unausweichliche Notwendigkeit war dies doch nicht. Was veranlaßte Bloch, sich so sehr biblisch-apokalyptisch-eschatologisch-revolutionären Themen zu verschreiben? Die Unzufriedenheit junger Intellektueller seiner Generation muß immens gewesen sein, ebenso die Hoffnung auf die Möglichkeit der Realisierung einer neuen Welt. Und so scheint es, daß Ernst Bloch bis ins hohe Alter hinein aus diesem frühen Aufbruch seinen Impuls bezog, in überragender, freilich durchaus eigenwilliger Assimilation einer abendländischen Tradition, die heute auch institutionell in Schule und Hochschule in Vergessenheit versinkt. Neben Philosophie und Geschichte gleichermaßen in Literatur und Musik bewandert, mit Hohem und Niederem bestens vertraut – er kannte Karl May so gut wie Karl Marx –, realisierte er eine *individuelle Universalität*, wie sie inzwischen nicht mehr möglich ist.

Lenin lange verteidigt

Für das stets durchgehaltene Engagement seiner ursprünglichen Hoffnung ergab sich freilich eine entscheidende Frage: Hätte die Hoffnung Ernst Blochs als marxistische Hoffnung, wäre sie tatsächlich Utopie in seinem

Sinne und nicht doch auch utopisch, nicht nach der russischen Revolution mit einer Parusieverzögerung rechnen müssen? Denn *Leninsche Revolution*, die Bloch begeistert begrüßt und deren Folgen er zu lange verteidigt hatte, erwies sich schwerlich als die Realisierung jener Hoffnung, um die es ihm ging. Welche Auswirkungen ergeben sich für eine marxistische Hoffnung, für die Hoffnung Ernst Blochs? War nicht dadurch, daß die jüngste Geschichte auf sie keinen Einfluß hatte, die Enttäuschung nach 1968 von Anfang an mit vorprogrammiert? Und hat Ernst Bloch mit seinem „militanten Optimismus“ nicht Erwartungen und Emotionen geweckt, die auch im äußersten Fall nicht unter Anwendung von Gewalt realisiert werden können und dürfen? Und die Hoffnungen, die sich an den Prager Frühling – zu Recht – knüpften, wären sie nicht auch in gewisser Weise enttäuscht worden, wenn Versuche

ihrer Einlösung im Alltag nicht durch Waffengewalt unmöglich gemacht worden wären?

Angesichts dieses Lebens und Werkes stellt sich die Frage: Wer war Ernst Bloch? Er hat einmal aus seinem Leben berichtet, ein Polyhistor auch hier, der eine unerschöpfliche Fülle faszinierender Geschichten zu erzählen weiß. All die persönlichen Geschichten, so sagte er, lägen bereit zum Druck, freilich erst für die Zeit nach seinem Tod. Einiges aus Interviews der letzten Jahre ist kürzlich erschienen (edition suhrkamp 920). Wir können hoffen, im Nachlaß weiteren Aufschluß über ihn zu erhalten und damit über sein Werk, zur Hilfe für den weiteren Weg und nicht weniger dringlich zur Vermeidung von Streit darüber, wer nun Ernst Bloch für sich zu reklamieren befugt ist, ein Streit, der sich schon am offenen Grab erhob.

Ernst Feil

Kurzinformationen

Eine Erklärung zu den Betriebsratswahlen im Frühjahr 1978 hat die Deutsche Bischofskonferenz veröffentlicht. Die Erklärung ist knapp gehalten, kann aber wohl doch als Ausdruck eines Bestrebens der Kirche gewertet werden, sich eingehender über die Vorgänge in der betrieblichen Arbeitswelt Rechenschaft zu geben. In der Erklärung fordern die Bischöfe „alle Arbeitnehmer in unseren Gemeinden auf, sich auch aus christlicher Verantwortung an der Vorbereitung und Durchführung der Betriebsratswahlen zu beteiligen“. Deutlich ist die Mahnung, dem möglichen Aufkommen extremistischer Tendenzen in den Betrieben entgegenzuwirken. Die christlichen Arbeitnehmer „sollen dafür Sorge tragen, daß Kandidaten aufgestellt werden, die ihr uneingeschränktes Vertrauen verdienen und nicht zulassen, daß extremistische Kräfte die Möglichkeiten der Mitwirkung im Betriebsrat für ihre ideologischen und politischen Zwecke mißbrauchen“. Christliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen sollen sich für den Betriebsrat aufstellen lassen und sich nicht „aus Bequemlichkeit oder falscher Bescheidenheit der Verantwortung... entziehen“. An die Adresse der Unternehmen wird die Forderung gerichtet, auch dort Betriebsräte einzurichten, wo es trotz des geltenden Betriebsverfassungsgesetzes noch keinen Betriebsrat gibt, „damit auch in diesen Betrieben eine freie partnerschaftliche Zusammenarbeit nach den Grundsätzen der christlichen Soziallehre verwirklicht werden kann“. Alle Gemeindeglieder werden aufgerufen, „das Wirken der Verantwortlichen in unserer Gesellschaft, insbesondere auch der Betriebsräte, recht zu würdigen ...“

Zu gesellschafts- und rechtspolitischen Fragen, die gegenwärtig im Felde von Staat und Kirche diskutiert werden, nahm der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, der bayerische Kultusminister *Hans Maier*, in einem ausführlichen Interview mit dem Deutschlandfunk vom 31. Juli 1977 Stellung. Schwerpunktmäßig bezog sich der Präsident des Zentralkomitees dabei auf das Thema Grundwerte, auf die Anwendung des novellierten Paragraphen 218 und auf den Gesetzentwurf über das el-

terliche Sorgerecht. Dabei wiederholte bzw. präziserte er Ausführungen, die er bereits vor der Frühjahrsvollversammlung des Zentralkomitees (vgl. HK, Juni 1977, S. 280f.) gemacht hatte. Hinsichtlich der *Grundwerte* stellte Maier nochmals klar, es gehe dabei nicht um den besonderen Beitrag der Katholiken zur Auffüllung von Grundwerten, sondern um den *allgemeinen Beitrag*, den die Katholiken als Staatsbürger in diesem Staatswesen zu leisten hätten. Entsprechend gehe es auch nicht darum, daß der Staat gleichsam das Gesetz der Kirche vollziehe, sondern daß dieser „*seine eigenen Verpflichtungen*“ ernst nimmt. Maier präziserte in diesem Zusammenhang auch das Verhältnis von Grundwerten und Grundrechten: beide seien nicht identisch, sie verwiesen aber aufeinander. Grundwerte würden das Grundrecht konkretisieren. Dabei sei klar, daß das institutionalisierte Recht „niemals die ganze Wertfülle eines Grundwertes“ (z. B. der Freiheit) entfalten könne.

Bezüglich der *Anwendung des novellierten Paragraphen 218* übte Maier Kritik an der Bundesregierung. Obwohl von Regierungsseite festgestellt werde, über die Hälfte aller Abtreibungen erfolge aufgrund der sog. Notlageindikation, werde mit keinem Wort gesagt, um welche konkreten Notlagen es sich dabei handle und wie man sich deren Beseitigung vorstelle. Der Bundesregierung gehe es offenbar vordringlich darum, ein „flächendeckendes Angebot an Abtreibungen sicherzustellen“. Maier begründet auch, warum Gemeinden und Landkreise wie freie Träger nicht verpflichtet werden können, in ihren Krankenhäusern alle indizierten Abtreibungen vornehmen zu lassen. Ihnen stehe das Weigerungsrecht nach Artikel 2 des Strafrechtsreformgesetzes ebenso wie allen anderen zu. Wenn von Unterlaufen des Gesetzes gesprochen werde, dann sei das schon deswegen falsch, weil das Gesetz nicht die Vornahme von Abtreibungen zum Gegenstand habe, „sondern lediglich die Straffreiheiten in bestimmten Fällen ausschließe“.

Zur *Reform des elterlichen Sorgerechts* meinte Maier, die Bedenken von katholischer Seite richteten sich keineswegs grundsätzlich gegen die Änderung des Gesetzes, sondern dagegen, „daß über rechtsfremde pädagogische Ratschläge, die gesetzlich ver-